

Englische Reederprofite.

„The Statist“ vom 22. 1. und 26. 2. schätzt die Belastung, die die Steigerung der Frachttarife dem britischen Volk eingetragen hat und die in die Taschen teils der Reeder, teils der Handelsfirmen und sonstigen Verleihen, die vor der neuesten Frachterhöhung große Mengen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen eingeführt haben und jetzt zu sehr erhöhten Preisen verlaufen, fließt, ohne Berücksichtigung der von den Reedern zu zahlenden Kriegsgewinnsteuern auf 300 Mill. Pfund Sterling. Ebenso wie die Regierung zur Vermeidung einer Hungerknappheit die ganze erreichbare Weltfrucht aufkaufte und zur Bekämpfung der Gefahr eines Preissturzes die sämtlichen Schiffe mit Getreidefrachten charterte, sowie Schiffe für den Nahrungsmitteltransport requirierte, sollte sie nach Ansicht des „Statist“ jetzt in Betracht des allgemeinen Mangels an Schiffsraum entweder die Frachttarife staatlich regulieren oder den Ubergewinn der Reeder für die Allgemeinheit in Anspruch nehmen.

Auf Grund der gegenwärtigen Frachtsätze, die seit Anfang des Krieges für die Seinfahrt von Bombay um 718,2 v. H., von La Plata um 1247,8 v. H., von den Atlantischen Inseln für Baumwolle um 880 v. H. und für Getreide um 914,3 v. H., für die Ausfahrt von Cardiff nach Port Said um 1003,4 v. H. und nach dem La Plata um 208,8 v. H. gestiegen sind, stellt der „Statist“ die folgende Schätzung der Gewinne der englischen Transporthändler im Jahre 1916 im Vergleich zu 1913 auf, wobei die Vergütungen für requirierte Schiffe nicht mitgerechnet sind.

	1916	1913		zunahme
	Mill. Pf. St.	Mill. Pf. St.		v. H.
Gesamteinnahmen	410	127	283	223
Ausgaben	160	107	53	50
Reingewinn	250	20	230	1150
Kriegsgewinnsteuer	115	—	115	—
Reibender Gewinn	135	20	115	575
Kapital	200	192	8	4
Dividende	67 1/2 %	10 1/2 %	57	543

Im Jahre 1915, wo die durchschnittliche Steigerung der Frachttarife erst 250 v. H. betrug, waren natürlich die Reingewinne erheblich niedriger und werden vom „Statist“ auf 200 v. H. nach Abzug der Kriegsgewinnsteuer auf 130 v. H. geschätzt.

Englische Rekrutierungsschmerzen.

Rotterdam, 17. März. (W. B. Nichtamtlich.) Der „Rotterdamse Courant“ meldet aus London: Im Unterhause schob Simon gestern bei der Beratung der Schwierigkeiten mit den verheirateten Männern die Schuld dem Verichte Lord Derby und der Art an, wie die Presse, die für die Dienstpflicht ist, ihn auslegte. Diese Presse nahm an, daß eine große Zahl unversehrter zurückbliebe, was Simon bestritt. Auf diese Weise seien die Verheirateten grundlos zu der Annahme gelangt, daß man sie viel später aufrufen würde. Simon sagte ferner, das englische Meer sei groß genug und berief sich hierbei auf die Erklärungen von Ministern: Erstens darauf, daß Palfour nachdrücklich gesagt habe, daß die Rekrutierung den Bau von Kriegsschiffen beeinträchtigt und die Flotte schwäche. Zweitens auf Lloyd Georges Werbung von 80 000 ungelerten Arbeitern für die Munitionsfabriken. Drittens auf Lord Selborne, der erklärte, wegen der Lebensmittellieferung ernstlich beunruhigt zu sein, und dagegen aufgetreten sei, daß den militärischen Berichten militärische Berater ausgestellt würden. Viertens berief sich Simon auf Runcimans Erklärung, daß die Dienste, welche die englische Handelsflotte den Verbündeten erweise, eine verhängnisvolle Unterbrechung erfahren würden, wenn man das Meer nicht auf die ursprünglich festgelegten Grenzen beschränke. Minister Long antwortete mit scharfen Worten und sagte, man werde Simons Rede in Berlin mit Vergnügen lesen. — Der parlamentarische Mitarbeiter der „Daily News“ schreibt, daß die Debatte den Eindruck gemacht habe, daß man sich zwar nicht einer Krise, wohl aber einer unerquicklichen Situation gegenüber sehe. Man müsse mit der Möglichkeit rechnen, daß die Agitation der verheirateten Männer von Konfessionsparteien benutzt wird, ein Gesetz zu fordern, durch welches die Dienstpflicht allgemein wird.

Seniileton.

Der Husar.

Styl von Franz Herzig. Deutsch von H. Hoffe.

Es ist nicht alt, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen, denn der Hauch unwiederbringlich dahingegangener Tage ruft auch in den vernünftigen Köpfen seltsame Gedanken wach. So entdeckte ich eines Tages, als wir aus der alten Familienwohnung auszogen, hinter dem Ofen eine ganz mit vergilbten Papieren und Bruchstücken, mit dem ganzen Krimskrams der Kindheit angefüllte Kastenbox. Und als ich in diesen alten Sachen herumfuchste, fiel mir ein kleiner, leberner Husar in die Hände, dessen Anblick Erinnerungen aus der ersten Jugend in mir auslöste, die mich umflatterten wie bunte Schmetterlinge.

Ich nahm ihn in die Hand und wuschte den Staub und die Spinnweben ab. Wie hart ihn die Zeit doch mitgenommen! Sein Gesicht war schrecklich verwittert, er hatte keine Nase mehr, und stellenweise fehlte das Skelett aus Eisenblech und das Holzhaar, mit dem er ausgestopft war, aus der abgenutzten Uniform hervor. Trotzdem aber sah mich der kleine Kerl steif und starr an, wie es einem Anwalt auskommt, der nach fünfundsiebzig Jahren seinem General gegenübersteht.

Ich entfinde mich noch der glücklichen Kämpfe, die wir im Dose ausfochten, und einen wie wilden Schreien wir dem Geschlecht der Vater einjagten, wenn wir mit lautem Kriegsgeschrei auf sie losstürzten.

Wie war doch alles so ganz anders in jener Zeit! An den mit Weinstöcken bepflanzteten hohen Gängen hatte das Volk ein Ende. Das Haus war ein Landgut, der Hof eine Provinz, der Taubenschlag erlud uns ein schwindelnd hoher Turm, der Ackerkasten des Ovens eine Gasse. Ein im Schwere gefundenes Ei oder ein im Marmorstein verlorener Pfad bildete das große Ereignis des Tages. Ein Knopf oder eine Patronenhülse, die wir fanden, machte uns reich.

Die Möbel im Zimmer waren vernünftige Personen, und wenn wir uns einmal vom Horn hinstellen ließen und dem Tisch Fußtritte verleihten, lebten wir ihn nachher, um seine Gunst wiederzuerlangen.

Vom Grunde des Brennens saßen uns überrollte und neugierige Kindergeichter an, und Muttters Einmüdigkeit

Sir Harry Johnston über Deutsch-Ostafrika.

Der weltpolitische Schriftsteller und frühere Bevollmächtigter von Britisch-Kentralafrika, Sir H. Johnston, hält Deutsch-Ostafrika für das schwierigste Problem in diesem Kriege, soweit Afrika in Betracht kommt. Die Eroberung dieser Kolonie ist ungemein schwierig. Das Land wurde im großen ganzen gut verwaltet. Seine Bevölkerung beläuft sich auf zehn Millionen besonders kräftiger, kriegerischer und halbwildartiger Schwarzer und Mischlinge. Seit fast 100 Jahren war diese Bevölkerung unter dem Einfluß von Arabern, die die Schwarzen mit dem Gebrauch von Feuerwaffen bekannt machten, sie zu tapferen Soldaten erzogen und ihnen zu der Selbstachtung verhelfen, welche die mohamedanische Religion ihren Anhängern einflößt. Die Bevölkerung hält sehr an ihren Rechten und Freiheiten, und sogar die deutschen Gieße erzielten sich außerordentlich, ihr die Fähigkeit auszutreiben. Nach den Sieben wurde das Verhältnis zwischen den Eingeborenen und den Deutschen erträglich. Die großen und kleinen Häuptlinge wurden nicht enteignet. Sie erhielten sogar Uniformen und Titel. Die Deutschen ließen ihnen ein gewisses Einkommen und sie legten der Bevölkerung keine hohen Steuern auf. Die Eingeborenen würden die Besamlichkeiten, welche die Deutschen ihnen brachten: gute Straßen, Eisenbahnen, Gasmotoren, Warenläden und Bäckereien, sowie die — nach manchen Richtungen hin — glänzenden Erfolge der Landwirtschaft und der Gartenkultur. Die Araber, die einst so heftig gegen die deutschen Pioniere gekämpft hatten, versetzten sich in der Verfolgung der Sklavenhändler. Hier und dort wurde ein reicher arabischer Händler zum lokalen Häuptling ernannt, der seine Arbeiter an die Deutschen vermietete und bei deutschen Pflanzern in die Lehre gab. In den Gebieten in der Nähe der Küste verblieben jedoch Eingeborenensklaven und Häuptlinge, die zu Großbritannien hinneigten und deshalb einen gewissen Widerstand gegen die deutsche Herrschaft leisteten. Aber zu Anfang des Krieges haben auch diese ihr Verhältnis zu den Deutschen geändert. Die britische Regierung hat es nämlich gestattet, daß in der Londoner und südafrikanischen Presse gewisse Korrespondenzen erschienen, in denen gesagt wurde, Deutsch-Ostafrika würde den Japanern und Büren überantwortet werden. Die Deutschen, die alles genau lesen, was in der britischen Presse geschrieben wird, und die sehr gut wissen, daß die ostafrikanischen Stämme sowohl die Ägypten wie die Büren hassen und fürchten, beeilten sich, diese Nachrichten in der Kolonie zu verbreiten. Der Eindruck, den diese Nachrichten auf die Schwarzen machten, war den Engländern unangenehm, um so mehr, als auch die Niederlagen der britischen Truppen in Ostafrika das Ansehen der Deutschen erhöhten. Das Ergebnis war, daß auch die protestantischen Stämme sich den Deutschen zuwandten. Die deutsche Stellung in Ostafrika ist also stark. Ein weiterer Faktor, der zu dieser Stärke viel beiträgt, besteht darin, daß die Deutschen sich wirklich Mühe gegeben haben, die Sprachen und die Verhältnisse des Landes zu verstehen und zu meistern. Sie haben in dieser Beziehung anders als die Engländer, die dieses Studium vernachlässigten.

Nichtdeutender ist Johnston der Ansicht, daß die Deutschen aus ganz Afrika vertrieben werden müßten, da sie sonst die englische Herrschaft in Rhodesia und im Sudan und die belgische im Kongo unsicher machen würden.

Die Isonzo-Offensive gestoppt.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht meldet die Einstellung der italienischen Angriffe. Dazu ist interessant, wie Vargini im „Corriere della Sera“ berichtet: Der Frühling beginnt einzuziehen. Die Zeit der großen Operationen naht sich. Dennoch seien bei der Aktion der letzten Tage mehr von Sonderungsgefechten, wie von eigentlicher Offensive die Rede. Der Ausgang dieser Gefechte tue die augenblickliche Unmöglichkeit dar, große Massen vorzuführen. Was in diesen drei Tagen geschehen sei, bedeute erst die Eröffnung einer großen Aktion, die langsam, sicher, wohl vorbereitet und ohne jede Ueberstürzung vor sich gehen werde. Vorerst sei man noch bei den allerdings heroischen Anfangsgefechten, die sich noch nicht zur Schlacht ausgewachsen hätten. Wo aber ein Angriff

wurden von einem schwarzen Manne bewacht, an den wir zwar kaum glauben, vor dem wir jedoch trotzdem große Furcht hatten. Am Schalter vor dem Hause jagten wir Äffern nach, und sobald die Abendglocke läutete, füllten wir uns so müde und kletterten der Mutter so gern in den Schoß, wo wir beide unseren Platz hatten, mein Schwesterchen und ich.

Und als ich nun so vor der alten Wiege stand, suchte ich mich an das langhergelebene Gesicht meiner Schwester zu erinnern, die mit fünf Jahren an der Typhusitis gestorben war. Sie war zwei Jahre jünger als ich, und es war nun fast zwanzig Jahre her, daß der Tod diese Mädchenknospe hinweggerafft. Die Wunde, die dieser Todesfall uns geschlagen, war langsam, aber mit der Zeit immer tiefer geworden. Schwester waren meinem Gedächtnis allmählich entwandnen, und seit etwa zehn Jahren dachte ich fast gar nicht mehr an sie.

Und in diesem Augenblick sieht sie plötzlich in wunderbarer Klarheit vor mir. Sie war ein entzückendes Kind, lachte wie alle Kinder, die ein gutes Herz haben, hatte sie gar zu gern ein Auge sein mögen. Daher auch demüdete sie die Muskelübungen, die ich auf dem Gartengitter ausführte, und wenn ich in den wilden Schlächten mit den Rigeunerkindern am Saume des Dorfes große Tapferkeit bewies, sah ich ihre Augen in ehrlicher Bewunderung leuchten.

Die arme Bida empfand eine überrollende Verehrung für meinen Leberhusten. Er war der Gegenstand ihrer Träume, und ihre hoffnungslose Liebe zu diesem Soldaten warf einen Schatten auf ihr Kindesdasein.

Unsere Eltern gaben nicht acht auf Bidas sonderbare Leidenschaft. Was mich anging, so war ich überzeugt, daß jeder andere Husar, so ähnlich er auch sein möge, meiner Schwester nicht genügt hätte. Den meinen mußte sie haben, er nahm ihren Sinn gefangen.

Einmal war der Husar auch in ihrem Bette. An meinem Geburtstag bekam ich einen neuen Anzug und eine gelbene

Umkle zum Geschenk. Die Uhr hatte den Fehler, daß sie nicht ging, und der Anzug den Nachteil, daß Rod, Weite und Höhe aneinander saßen, und der Gürtel der Eleganz war doch in meinen Augen, wenn man den Rod ab und zu ausziehen konnte.

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

möglich gewesen sei, da habe er sein Ziel erreicht und die Begeisterung der Truppen habe dem Kampf eine heroische Großartigkeit verliehen.

Tatsächlich behielten die österreichisch-ungarischen Truppen alle Stellungen fest in der Hand.

Landtagsauschluß gegen direkte Reichsteuern.

Der Ausschuss des preussischen Abgeordnetenhauses bewilligte die Zuschläge zur Einkommen- und Vermögenssteuer auf nur ein Jahr und lehnte den sozialdemokratischen Antrag ab, laut dem die Erhöhung der Zuschläge nicht schon bei Einkommen von über 2400 Mark, sondern erst bei 6500 Mark beginnen und der Ausfall durch stärkere Heranziehung der Einkommen über 200 000 Mark und der Vermögen gedeckt werden sollte.

Gegen die Stimmen der Fortschrittler und Sozialdemokraten nahm der Ausschuss eine Resolution an, die Regierung möge im Bundesrat darauf hinwirken, daß bei Einführung neuer Einnahmequellen für das Reich jeder weitere Eingriff der Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete der direkten Besteuerung von Vermögen oder Einkommen vermieden wird und daß den Bundesstaaten auch in Zukunft die Möglichkeit ungehindert bleibe, ihren wichtigen kulturellen Aufgaben gerecht zu werden. Annahme fand auch eine Resolution der Fortschrittlichen Volkspartei auf sofortige Einbringung eines Kommunalabgabengesetzes nach dem Urteile und eine Resolution der Nationalliberalen und Freisinnigen auf Vermehrung der hauptamtlichen Veranlagungskommissare bei der Neugestaltung des Einkommensteuergesetzes. Eine weitere nationalliberale Resolution betraf ein Reichsgesetz zur Abgrenzung zwischen Reich und Einzelstaaten in Steuern und Abgaben und betraf ein entsprechendes Landesgesetz zur Abgrenzung zwischen Staat und Gemeinde wurde abgelehnt, ebenso eine sozialdemokratische Resolution, die für die Neugestaltung des Einkommensteuergesetzes die Grenze des steuerfreien Einkommens hinaufgerückt, die Einkommen über 100 000 Mark entsprechend stärker herangezogen und die Selbstbesteuerung für alle Steuerpflichtigen festgelegt sehen wollte.

Parteimeinung im Felde.

Die Offener „Arbeiter-Zeitung“, die die Politik der Minderheit vertritt, veröffentlicht die Betrachtungen eines im Felde stehenden Anhängers der Minderheit, des Genossen G. Werner, über den Parteistreit, die manchen Beachtenswertes enthalten. Der Genosse schreibt:

Von der Mehrheit sowohl wie von der Minderheit wird gehofft, die selbsten Genossen würden sich nach ihrer Heimkehr auf die Seite der Soldaten schlagen und diesen die Mehrheit erhalten bzw. neu schaffen. Welche Seite nun recht behalten wird, ist bisher noch ein Rätsel, denn auch die Feldgrauen, die ihre Anklagen äußern, können nur ein Urteil abgeben, das sich auf die Erfahrungen in dem kleinen Kreise stützt, in dem der im Felde Stehende seine Tage verbringt.

Vor allem ist die Richtigkeit von Einfluss. Die mehr oder minder große Entfernung vom Schlachtfeld spielt eine große Rolle. Man merkt den verschiedenen Einfluss auf den Front- und auf den Stappensoldaten am deutlichsten bei jenen, die sich bisher wenig oder gar nicht um Politik gekümmert haben. In der vordersten Stellung, wo die Feldgrauen wochen- und monatelang dem Tode jeden Augenblick verfallen können, wo sie Entbehrungen ertragen müssen, werden sie scharfe Kritiker der Verbündeten. Bei denen, die hinter der Granatengrenze stehen, für die die Lebensgefahr wegfällt, für die in jeder Hinsicht besser gesorgt ist, ist der Krieg weiter nichts als ein Berufswechsel, der sich in scharfen Formen vollzogen hat. Hier sieht sich noch gar manchmal das geistige Beharrungsvermögen durch, und das Denken vollzieht sich in den alten, gewohnten Gleisen. Aber auch bei diesen Leuten ist allgemein ein bisher nicht vorhandenes Nachdenken über die Zustände erkennbar und ein stetig wachsendes Verlangen nach dem Wenden der Sozialdemokratie zu beobachten.

Bei den Sozialdemokraten der Etappe wirkt daher der alte Einfluss in viel stärkerer Weise fort als beim Frontsoldaten, denn auch auf die Genossen wirken die vorher geschilderten

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

„Du schenkst ihn mir wirklich, Didi?“

„Ich gebe ihn dir, Bida.“

Lebensverhältnisse ein. Bei beiden Seiten zeigen sich aber gleichgerichtete Einwirkungen, die nur in der Grenzzone viel erkennbarer hervortreten.

So ist die Zahl der Genossen, die die Abstimmung der Zwangsjahre für richtig hält, geringer als es ihre Freunde in Deutschland glauben. Beim Meere ist der oberste Grundfah die Disziplin. Sie wirkt auch auf das Denken ein, und deshalb kann die Abstimmung, die gegen die von der Fraktion aufgestellten Richtlinien verstieß, nicht verstanden werden. Der Mehrheit muß man folgen, ganz gleich, ob sie recht oder unrecht hat, denn dann hört jedes erfolgreiche Arbeiten auf, wenn es anders wäre. Diesen Grundfah bringt der Krieg den sozialdemokratischen Soldaten bei, und sie übertragen ihn als richtig auf ihre Einwirkungen. Und eine solche ist die Fraktion. So besteht z. B. der vorletzte Erfolg in unserer Kampagne aus Berlinern, die es gar nicht versuchen, den Standpunkt der Zwangsjahre zu verteidigen. Sie sind für Stimmenthaltung.

Jede Erörterung kommt zu dem Ergebnis, an dem Narren, der sich im vollen Jagen ist, läßt sich von den Soldaten aus nichts aufhalten. Er muß sich totlaufen. So denken alle. Der Gedanke erstickt jede Theorie, denn jede beginnt mit dem Worte: „wenn“. Und heute gibt's kein „wenn“. Der Krieg „ist“ da, und auch alle anderen damit zusammenhängenden Dinge sind feststehend und müssen ohne „wenn“ betrachtet werden.

Über die Frage, ob die Theorie der Zwangsjahre, durch ihre Abstimmung und dem Frieden näher gebracht zu haben, richtig ist, wird kaum gestritten. Denn da die Abstimmung selbst als Fehler angesehen wird und das Ergebnis des Streites zweifelhaft ist, außerdem aber nur einen kleineren Bruchteil aller Friedensbestrebungen ausmachen würde, so war die Stimmenthaltung das Richtige. Im Effekt wäre ganz sicher mehr erreicht worden, wenn sich zwei Drittel der sozialdemokratischen Abgeordneten der Stimme enthalten und der nachfolgende Streik vermieden worden wäre.

Über noch eine andere Frage wird hier erörtert, bei der die Genossen als solche kaum zu erkennen sind, obgleich sie sich daran beteiligen. Es ist die Frage: „Was wird nach dem Kriege?“ Mit den stetig steigenden ungeheuren Kriegskosten, für die eine Deckung durch Entschädigungen vollständig ausgeschlossen ist, mit den immer mehr aufwachsenden Nachrichten über die steuerliche Belastung nach dem Kriege taucht bei allen Beteiligten die Frage auf: „Was wird?“ Und das ganze moralische Ansehen, was sich die Partei in Steuerfragen in allen den Kreisen, die die Wählermassen stellen, erworben hat, tritt jetzt in Erscheinung und ist die große Bahl der uns noch freistehenden, bei denen der Krieg ohnehin radikale Gedankengänge ausgelöst hat, in der Partei die Rettung sehen. Und darunter sieht sehr viele, die klar und logisch denken können und die bisher ihren Verstand zur beruflichen Fortbildung oder zu anderen Dingen verwendet haben und für die die Politik und vor allem die sozialdemokratischen Ideen ein Gebiet waren, das mit Scheitern und Verrufen betrauert wurde. Der jetzt im Kriege gleiche Leidensweg aller Soldaten, der stete Kampf hat die Unterschiede verwischt und die gleichen Zukunftsfragen hervorgehoben. Man merkt daher bei Erörterung dieser Fragen kaum noch, ob man einen Sozialdemokraten oder einen Angehörigen einer anderen Partei vor sich hat.

Der Krieg hat es mit sich gebracht, daß die Menschen viel richtungslos geworden sind und ganz gefühllosmäßig den Standpunkt vertreten: „Wir schauen heute mit unserem Blute das Vaterland. Auf uns ruht die größte Last. Nach dem Kriege wollen wir nicht noch abends die Hauptkosten zahlen.“ Die Zahl der Flammender und Letztetzer wird daher geringer werden als es vor dem Kriege der Fall war. Für alle diese neu zu uns kommenden ist der Reichstag nun jene Instanz, die die nötigen Gesetze machen muß und von dessen Zusammenfassung Wohl und Wehe abhängt. Der Parlamentarismus, die Mitarbeit der Partei wird als selbstverständlich angesehen. Für viele neuen bedeutet der Parteifreie eine Ernüchterung, und sie sehen leider in die Zukunft den bösen Geist der Minderheit, mit dem sie nichts zu tun haben wollen. Die Bahl der Wähler, die der Krieg der Partei bringen wird, wird groß sein und es wäre verfehlt, zu glauben, die Partei müßte ihnen zuliebe einen Fuß nach rechts machen. Es sind im Kriege hart gewordene Menschen, die zur Partei kommen

und die Interessen der unteren Klassen vertreten sehen wollen.

Diese Menschen als Wähler zu gewinnen und zu erhalten ist die wichtigste Vorbedingung für ein erfolgreiches Arbeiten in der Zukunft. Der Disziplinbruch und die vom Schönen-gegründeten Punkt aus mitunter so feinen Differenzen sind aber das reine Gegenteil von dem, was getan werden sollte.

Es sollte daher in der Heimat auf diese Verhältnisse etwas mehr Rücksicht genommen werden, denn letzten Endes bleibt immer der eine Satz die unänderliche Wahrheit: „Einigkeit macht stark!“

Amerikanische Munitionsprofite.

New York, 17. März. (N. Y.) Nach dem Ausweis der United States Steel Corporation für das Jahr 1915 betrugen die Gesamteinnahmen 726 684 000 Doll. (i. B. 658 415 000 Doll.). Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 140 250 000 Doll. (i. B. 81 650 000 Doll.), die Reineinnahmen auf 97 968 000 Doll. (i. B. 46 320 000 Doll.). Das Surplus des Jahres betrug 44 200 000 Doll. gegenüber einem Defizit von 11 972 000 Doll. im Vorjahre. Auf die Vorzugsaktien kamen 27 220 000 Doll. (wie i. B.), auf die Stammaktien 6 534 000 Doll. (i. B. 15 249 000 Doll.) zur Ausschüttung.

Die Aufnahme der Operationen gegen Mexiko.

Die „Times“ meldet aus Washington: 5000 amerikanische Soldaten überschritten gestern die mexikanische Grenze. Nach Eintreffen zweier weiterer Abteilungen wird General Johnston mit dem Heide, der von Villa selbst befehligt wird, Kollision nehmen. Carranzas Haltung gilt als korrekt, doch hat die Bundesregierung, um jede Sicherung zu haben, weitere 20 000 Mann bereitstellen lassen. Damit ist das Expeditionskorps auf die Gesamtstärke von 40 000 Mann gebracht. Die Nationalgarde wird den Polizeidienst übernehmen. Hierdurch werden 15 000 Mann berittener Polizisten verfügbar.

Vermischte Kriegsnachrichten.

Eine eindrucksvolle Frauenversammlung wurde am Donnerstag den 16. März im großen Saale des Zoologischen Gartens in Leipzig abgehalten. Hunderte von Frauen konnten keinen Einlass finden. Genosse Seger sprach über „Die erwerbstätige Frau im öffentlichen Leben“. Die Polizei hat anfangs gefordert, im Referat das Wahlrecht nicht zu berühren. Auf Vorstellung des Bezirksvorstandes ließ sie diese Forderung dann fallen, ebenso die Einreichung des Redeentwurfs, verbot aber die Aussprache. Da die vor mehr als einer Woche an den Reichskanzler abgegangene Petition über die Behinderung gelegentlich der Steuerreform vom 9. März noch nicht erledigt ist, mußte er sich dieser Forderung fügen, andernfalls die Versammlung unmöglich gewesen wäre. Nach der Versammlung kam es durch das übliche Ungeheiß der Polizei zu Ansammlungen, bei denen mehrere Verhaftungen von Frauen und Männern vorgenommen wurden.

Nach dem Ausweis vom 15. März ist der Goldbestand bei der Reichsbank in der letzten Berichtswoche nur um 387 000 Mark gestiegen. Tatsächlich war der Anstieg aus dem Verkehr weitestgehend größer, doch trat dies aus bekannten Ursachen nicht in Erscheinung. Auch die Goldrente der „Münze“ wurde dem Bestande der Reichsbank nicht zugeschlagen; dieses Gold soll bis nach Ablauf des Friedensvertrages bei der Reichsbank nur zur Aufbewahrung bleiben und erst später dem fiktionalen Vorrat an Gold zugeführt werden. Die „Münze“ brachte insgesamt 18 Aktien mit, von welchen 14 Goldbarren und 2 Stabgold enthalten.

Holland hat bis auf weiteres für folgende Dinge Ausfuhrverbote erlassen: Lebens- und geschlachtetes Federvieh, Wildfleisch, Edelsteine, Akaas in fester Form, Bleier, Silberviertel und Baumwollkugeln.

Aus Zürich wird berichtet: Der Redakteur des Schweizer Blattes „Petit Courrier“, der in einem Artikel dem Schweizer Oberbefehlshaber General Wille vorgeworfen hatte, daß er die Truppen desorganisiert habe, um Meutereien zu verhindern, und daß er aus demselben Grunde die

Grenzen der Schweiz ohne Kriegsbedarf gelassen habe, wurde vom Militärgericht zu dreizehn Monaten Zuchthaus und zum Verlust der Bürgerrechte für die Dauer von fünf Jahren verurteilt.

Die Kohlendampfer der amerikanischen Marine: „Marx“, „Prometheus“ und „Naomi“, die einen Tiefgang bis zu 21 Fuß haben, durchfahren am 16. März den Panama Kanal.

Aus der Partei.

Laurent Vandersmissen gestorben.

Eine Nachricht aus Brüssel meldet den Tod des belgischen Parteiführers Laurent Vandersmissen. Der Verlorbene gehörte mit zu jenen führenden Parteifunktionären, die in den letzten Jahren ihre beste Aufgabe darin sahen, der Arbeiterbewegung Belgien, deren aufsteigende Entwicklung der Weltkrieg so furthest gerecht, die praktischen Richtlinien für ihren modernen organisatorischen Ausbau zu weisen. Die günstigen Verhältnisse, die Vandersmissen den letzten Parteitag vorlegen konnte, waren denn auch zum nicht geringen Teil sein eigenes Verdienst und manche Umwandlung im Geist und Betrieb der belgischen Arbeiterorganisation mit sein Werk. So schmerzhaft denn auch der Tod Vandersmissens gerade in der heutigen schweren Zeit die belgische Partei treffen wird, so wird ihr der Verlust erst gänzlich fühlbar werden, wenn es gelingen wird, auf den Trümmern wieder neue Geister aufzubauen, und sie neben so vielen Tüchtigen, die ihr der Krieg geraubt hat, auch die führende Kraft Vandersmissens, seinen hellen Kopf und seine eminente praktische Begabung mischen wird. Vandersmissen war auch Gemeinderat der Stadt Brüssel und auch als solcher eine wertvolle und schätzbare Kraft der Partei. Unvergessen wird den belgischen Arbeitern die hingebende Leistung Vandersmissens während des letzten großen Generalstreiks bleiben, für dessen Organisation und Durchführung er seine ganze frisch zugewonnene Intelligenz und seinen unermüdbaren Arbeitsifer einsetzte. Auch die ausländischen Genossen, die mit Vandersmissen zusammenkamen, werden mit Betrübnis vom Tode dieses immer lebenswichtigen, so unheimlichsten Parteibeamten erfahren, der ein Beispiel ständiger Loyalität und ständiger Lebensfrische verlor. Vandersmissen ist nur etwas mehr als 40 Jahre alt geworden.

Neues aus aller Welt.

Elektrizitätsversorgung Sachsens. Die sächsische Regierung wird das große Kraftwerk der Berliner Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft Hirschfelde a. d. Reisse für 5 Millionen Mark ankaufen. Das Werk ist mit einer Maschinenleistung von 25 500 Kilowatt ausgestattet und soll für die staatliche Elektrizitätsversorgung Sachsens weiter ausgebaut werden.

Unverwundlich. Wir sind bisher Nutesäcke gewohnt gewesen und haben sie gekauft, trotzdem wir auch schon in Friedenszeiten recht gut die ausländische Rute durch Papiergarn hätten erleben können. Papier ist nicht fest, da soll lieber der alte Nachbar den Anfang machen. Die fest über Papiergarnsäcke sind, beweist der folgende kürzlich vorgenommene Versuch. Eine große Zahl von Säcken wurde mit Hafer oder Roggen gefüllt und von einem sechs Stock hohen Gebäude auf fünfmal geteilten Rutschen herunterfallen gelassen. Dabei sind die Säcke siebenmal auf den Kopf und Boden aufgefallen, und dieser Versuch wurde 12 bis 13mal wiederholt. Dann wurden die Säcke entleert, in Wasser getaucht, 24 Stunden darin gelassen, getrocknet und dann der Versuch mit ihnen in gleicher Weise wiederholt. Dabei sind die Säcke nicht geplatzt, nur an den Nähten haben sich einige Befestigungspunkte gelöst. Es war also ein glänzender Sieg des Papiergarns.

Die Leidensgeschichte eines Stiefkinds wurde in einer Strafkammerverhandlung in Altona aufgerollt. Die Gendlerin Knobloch aus Groß-Gröden bei Radeburg, deren Mann sich im Felde befindet, wurde zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Der Staatsanwalt hatte drei Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust beantragt. Die Verhandlung ergab, daß die Angeklagte ihre vierzehnjährige Stieftochter völlig vernachlässigt hat. Eine vernachlässigte Wunde am linken Fuße hatte den Verlust von fünf Nähen zur Folge. Das Kind mußte sich nachts Brot fressen, dafür bekam das völlig ausgehungerte Mädchen Schelte und Schläge.

Ornamente in magisches Licht. In einer benachbarten Kaserne wurde Kopfenstreich geblasen, und die schwermittigen Töne drangen mir ins Herz. Wie leicht ... hätte ich doch ...

Wohin den Lederhosen gehen müssen. ...

Nachts fuhr ich plötzlich aus dem Schlafe auf und sprang erschrocken aus dem Bett.

Großmutter? ...

Was denn, mein Kind? ...

Den Gularen ... den Gularen ... hätte ich doch ...

Gularen geben müssen ...

Großmutter küßte mich zärtlich und sagte, ihre Tränen zurückhaltend: ...

„Bibi ist nun im Himmel, sie ist ein Engel geworden.“

Hier vermisste ich meine Erinnerung. Ich kann mich nicht entsinnen, was für Gefühle mich bewegten, und erinnere mich mir, daß ich wieder zu Hause bei den Eltern war. Der Hof war voll fremder Leute, die flüsterten und den kleinen Aufwärtler neugierig betrachteten, der da vor uns stand. Der Pastor murmelte mit leiser Stimme, und man hörte das Gurren der Tauben auf dem Dach. Ich sah das schwarze Band an, das man mir an den Gürtel genäht hatte, und an dem ich tante, und ich weinte, weil ich Mama weinen sah. Sie war totenbleich, hin und wieder kam ein Schluß aus ihrer Brust.

Als wir uns am nächsten Morgen an den Tisch setzten, blieb ein Platz leer. Der Vater schob den Stuhl niederschlugen zurück, und Mama starrte ins Leere.

„Das arme Kind ...“ sagte sie zitternd. „In den letzten Augenblicken erkannte sie mich nicht mehr, und sie ...“

Da legte auch ich den Kopf hin und sah ein, daß ich doch ...

Wohin den Gularen hätte geben sollen. ...

... Und nun nach zwanzig Jahren steht der Lederhosen wieder vor mir, denn die arme Bibi trenn blieb bis in den Tod. Ich gehöre noch nicht zu jenen, die ihre Rechnung mit dem Leben schon abgeschlossen, aber ich gebe doch gern alles hin, was ich von der Zukunft noch zu erwarten habe, um Bibi noch einmal zu sehen und ihr den schönen Lederhosen zu danken mit den Worten: ...

„Da, liebe Bibi! Ich gebe ihn dir, ich gebe ihn dir für ewig!“

„Für immer?“

„Für immer.“

„Gerade es mit ganz sicher.“

„Ich verspreche es dir.“

Bibi nahm den Gularen und lief mit Freudenstößen in den Garten.

Als es abends Zeit zum Schlafengehen wurde, kniete Bibi schon in ihrem Gitterbettchen und sprach ihr Abendgebet — den Gularen unter dem Arme.

Doch als ich mich umgehe, geriet der Kessel meines schönen Kleides zum zweiten Male.

„Was ist denn das?“ rief meine Mutter.

„O Schreck! — Bibi hatte den Kessel mit dem Gend zusammengeknüpft!“

Obwohl Mutter böse war, mußte sie doch in lauten Lachen ausbrechen. Ich aber kam mit einem leichten Kesselstüber davon.

Am anderen Morgen spielte Bibi schon in aller Frische mit dem Gularen, und der Reid beugte mich zu versichern. Ich überlegte, daß unser Abkommen ja gar nicht gültig war, denn Bibi hatte den Kessel nicht geknüpft. Mama hatte es ja doch gemerkt, und ich hatte einen Kesselstüber bekommen. Folglich war ich von meinem Schwur entbunden, und sie mußte mir den Gularen wiedergeben.

So urteilte ich. Daraus folgte nun ein Streik, so daß Bibi mir schließlich den Gularen vor die Füße warf:

„Da hast du ihn. Ich will ihn ja gar nicht.“

Von diesem Augenblick an hüte ich meinen Schwur eifrigst. Den Wert, den er in Bibis Augen hatte, machte ihn mir noch teurer. Wenn ich zur Schule ging, verpackte ich ihn im Bodenkasten unter den Wäsche. Trotzdem aber merkte ich, daß in meiner Abwesenheit kleine Hände nach ihm griffen.

So machte ich denn ein ganz sicheres Versteck ausfindig, und wenn ich mich im Garten mit meinem Gularen vergnügte, folgte meine kleine Schwester allen meinen Bewegungen mit eifrigster Aufmerksamkeit. Keine Bibel! Ihr Leben war so kurz und doch lang genug, daß ihre temperamentvolle Seele alle Qualen des Wartens erdulden mußte.

Wohin wurde sie krank. Ich muß gestehen, daß ich sie beneidete. Ich konnte nichts Angenehmeres, als krank zu sein. Man wird zu Bett gebracht, der Kopf wird einem eingewickelt, man bettet sich schön weich auf die Kissen. Vater und Mutter verabschieden einen, und wenn man schon ist und ein wenig

fastet, bekommt man gleich Bonbons, Feigen und Apfelsinen. Damit wir nicht zusammen konnten, mußte ich zur Großmutter.

Das Haus war ganz nahe bei der Kirche, deren beide hohe gotische Türme man von meinem Hofraum aus sehen konnte. Das Summen der Glocken ließ die Fensterhänge erzittern. Im Schlafsaal hing ein hoher Burgbrennen mit strengen Augen, und Schloßherren mit langem Hals blickten mich an. Mein größtes Interesse aber erregte eine alte Andachtsuhr. Unter dem Ritzblatt schwebte an Stelle des Pendels ein goldener Schmuckstein von rechts nach links. Zwischen den beiden Malachitsteinen erstreckte sich ein richtiger Garten mit blicklichem Schloß, ein Springbrunnen, rote Tulpen und ein dunkelgrüner Rosenplan. Im Garten lagerte sich ein spanischer Ritter mit einem Federbusch an der Waise, eine Gitarre in der Hand, und richtete den feurigen Blick auf die verschlossenen Fenster des Schlosses. Wenn die Uhr schlug, zeigte sich ein kleines Dämonchen und nickte mechanisch mit dem Kopf. Der Ritter griff in die Seiten, das gewellte Glas begann sich zu drehen, und aus dem Pendel erklang eine wunderbare Melodie.

Eines Tages sagte die Großmutter zu mir, daß es der armen Bibi recht schlecht ginge. „Gut“, dachte ich, „das will sagen, sie bekommt viele Bonbons.“

Am Nachmittag kam die Erzieherin zu uns und sagte, daß sie Medizin holen wollte und Bibi mich bitten solle, ihr meinen Gularen zu leihen, das würde sie im Augenblick gesund machen.

„Meinen Gularen will sie haben ... meinen Gularen?“ stammelte ich. „Wo habe ich ihn denn nur hingetan? Ich will ihn haben.“

Ich weiß nicht, was für ein böser Dämon mich trieb — ich trat ins Zimmer, ließ den Gularen in meine Weste, und mich über das Gitter schwingend, schlüpfte ich ins Feld. Ich fühlte mich erst in Sicherheit, als ich mich ganz weit allein unter den Weidenbäumen befand. Lange irrte ich am Ufer des Baches. O diese Bibi! Nicht nur brauchte sie nicht in die Schule und knabberte Bonbons den ganzen Tag, sie wollte auch noch abends ihren Gularen haben!

Als ich mit meinem Gularen unterm Arme nach Hause kam, sah Großmutter still und betäubt im Sofa. Über den Sträußchen flatterten Kriecherlein und Nachtvögel. Zwischen den Kirchtürmen stieg der Mond auf und tauchte die Weltamen

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

Berlin, 17. März.

Die Beratung des Kultushaushalts wird fortgesetzt beim Kapitel

Volksschulwesen.

Abg. Herrmann (Lsp.) legt die Schwierigkeiten des ländlichen Schulbetriebs dar, die eine Neuordnung der Schulkosten zur Pflicht machen. Der der Volksschule den Religionsunterricht nehmen will, will ihr die Krone nehmen. Heute sind noch mehr als in Friedenszeiten die Eltern nicht mehr in der Lage, sich um die Kinder zu kümmern. Es müssen Pflanzschulen eingerichtet werden.

Abg. Hoffmann (Soz.) der größte Teil der Schulen und des Zentrums verläßt den Saal: Der Minister sagte vor einigen Tagen, er betrachte Angriffe von unserer Seite als eine Ehre für ihn als Preuze. Ob die Tatsachen, die solchen Angriffen zugrunde liegen, eine Ehre für Preußen bilden, darüber werden die unbeeinflussten Geschichtsschreiber der Zukunft entscheiden. Wir wünschen einen Elementarunterricht ohne Klassenunterschiede, ohne Rangunterschiede. Wir wünschen, daß die Erziehung schon beim Kinderbetriebe beginnt. Diese Kinderbetriebe, die wir seit Jahren verlangt haben, fehlen uns gerade in der heutigen Kriegszeit an allen Stellen. Jetzt ernten Sie das, was Sie Jahrzehnte lang verjagt haben. Gegen den alten Grundbesitz, nur in einem gesunden Körper kann ein gesunder Geist sich entwickeln, wird heute unheimlich viel verstoßen. Wie lange sind wir umsonst für Schulärzte eingetreten, bis man endlich einen kleinen Anfang damit gemacht hat. Die Statistiken der Schulärzte beweisen, daß sehr viele Kinder nur infolge ihres schlechten Gesundheitszustandes in der Schule zurückbleiben. In einem solchen Bericht wird festgestellt, daß von 311 Kindern 88 Prozent einer ärztlichen Behandlung bedürfen. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Bei 64 Prozent wird Malaria festgestellt. Sehr wirksam haben sich Stutzerkurien bewiesen, wo sie eingeführt wurden. In einem Falle sind über 60 Prozent der Kinder geheilt worden. Auf diesem Gebiet sollte mehr geschehen. In die Schuldeputation sollten alle Leute zugelassen werden, die Erfahrung auf dem Schulgebiet haben, ohne Rücksicht auf die Partei und Religion. Die Schulinspektoren sollten aus den Kreisen geübter praktischer Schulmänner genommen werden. Sie müssen weltliche sein und ihre Arbeit unbeeinträchtigt tun können. Wenn wir gegen die geistliche Schulaufsicht sind, so können wir uns dabei auch auf einen Ratgeber stützen, der geschrieben hat, die geistliche Schulaufsicht ist ein Rest der mittelalterlichen Abhängigkeit der Schule von der Kirche. Die weltliche geistliche Schulaufsicht geht, beweist die Tatsache, daß durch eine Zentralisierung der Kreisinspektoren aufgefressen werden, den Kirchenbesitz der Lehrer zu überwinden. Man beruft sich dabei auf eine Amtsverfügung vom Jahre 1783. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Der Lehrermangel ist durch den Krieg natürlich noch viel größer geworden, als er schon vorher war. Nach einer Statistik von der Zeit kurz vor dem Kriege wurden von 6 600 000 schulpflichtigen Kindern 580 000 in dreiklassigen Schulen, 440 000 in zweiklassigen und 525 000 in Halbtagschulen, 660 000 in einstufigen Schulen unterrichtet, also 2 34 Millionen in völlig unzureichenden Schulen. Da verheißt es, wenn Sie sich strecken, Ihre Kinder in die Einheitschule zu schicken. Warten wir aber wirklich eine Einheitschule, dann würden die Reichen schon dafür sorgen, daß solche Schulzustände aufhören. Für die Schule ist kein Geld da, wohl aber für die Kirche. Nach 1914 wurden 1 600 000 Mark ausgegeben für neue Pfarrstellen, aber nur 1 200 000 Mark für neue Schulstellen. (Hört! Hört! bei den Sozialdemokraten.) Die vielen freien Schulklassen, die es jetzt im Kriege gibt, sind für viele Arbeiterfamilien sehr unangenehm, weil sie keine Aufsicht für ihre Kinder haben. (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten.) Die Art, wie man dem Lehrermangel an modernen Stellen abhelfen will, fordert scharfe Kritik heraus. In einem Falle hat man einen Großpächter von einem Bauerngut angekauft, um den Kindern statt des Schulunterrichts praktischen landwirtschaftlichen Unterricht zu geben. Erst eine geistliche Entscheidung hat diesem Unfug ein Ende gemacht. Der preussische Kultusminister wehrt sich gegen beunruhigende Kritik; aber gerade auf dem Schulgebiete heißt rufen lassen. Ein Volk, das hier nicht, wird überan und wird zugrunde gehen auch in einer Zeit, wo die letzten Kanonen und Gasbomben als Ueberreste einer längstvergangenen Zeit in den Schreckschreien unserer Wägen aufscheitern sein werden. Nach dieser entsetzlichen Kämpfe wird die Zeit wieder kommen, wo Wissen und Bildung darüber entscheiden werden, wer in der Welt vorangeht. In Neu-Südwesten in Australien ist die Einheitschule durchgeführt, deren Durchführbarkeit bei uns für unmöglich erklärt wird. Ein Professor sollte prüfen, wie sich recht merkwürdigen Gründen gegen die Einheitschule aus. Er sagt, die Standesunterschiede seien biologisch notwendig. Ein Kenner müsse ja auch eine andere Auskunft erhalten, als ein Ruppel. Der Herr Professor scheint zum Oberstaatsminister geeigneter zu sein. Von dem Erlaß des Regierungspräsidenten D. Schöner in Frankfurt a. d. O. war ja schon die Rede. Es ist bemerkenswert, daß der Kultusminister kein Wort gegen diesen Erlaß, der geradezu für den Völkerschaden eintritt, übrig hat. Dieser Erlaß ist ein Dokument der Schande für unsere Schulaufsicht. (Vizepräsident Dr. Borch) ruft den Redner zur Ordnung. Wir haben nicht nötig, den Satz der Gegner zu fädeln, der bei den anderen Völkern ebenso wenig vorhanden ist, wie bei uns. Die Schuldigen am Kriege befinden sich unter allen Völkern; das wird die Geschichte zeigen. Wir erheben auch Protest gegen die Art, wie der Völkerschaden gewirkt wird durch Gedichte und Lieder, deren Verbreitung in den Schulen geradezu ein Skandal ist. Der Redner zitiert solche Gedichte. In einem fordert ein Leutnant auf, alles totzuschlagen: „Schlagt alles nieder wie Hunde. Wehe Feinde, mehr Feinde! Sei euer Gebiet in dieser Vergeltungsstunde.“ (Lebhafte Pfürze bei den Sozialdemokraten.) Das ist eine so blutdürstige Phantasie, viel schlimmer als die Schinderhannes-Romane. Gegen eine solche Schundliteratur sollten Sie selbst sich strecken. Ihre Bekämpfung der Schundliteratur besteht darin, daß zum Beispiel die im Verlag der Buchhandlung „Vorwärts“ erscheinenden „Freien Stunden“ für die Jugend verboten werden, die Ergebnisse von berühmten Schriftstellern, wie Zola, Daudet, Gerstäder usw., bringen.

Zur Jugendberziehung gehört ja auch das Kapitel „Wehrpflicht der Jugend“. Häßliche militärische Ausbildung. Sie wird benutzt, um parteipolitische Gegenseite in sie hineinzutragen. Wir verlangen auch die geistige und körperliche Kräftigung der Jugend, aber in Verbindung mit einer gründlichen Schulreform mit durchgreifenden politischen Maßnahmen zugunsten des Mutter- und Kinderbeschutzes. Eine getrennte militärische Jugendausbildung verwerfen wir. Auf diesen Standpunkt hat sich auch die Zentralstelle der Arbeiterjugendbewegung gestellt. In seinem erwähnten Erlaß spricht der Kriegsminister bezeichnenderweise davon, daß es sich bei den Übungen nicht um eine gewisse Soldatenspielererei handeln dürfe, es komme nicht auf den Drill an für die Jugend, sondern auf Marschübungen, Ausbildung im Gehen, Hören usw. Hier können wir uns also auf eine Radmann berufen. Wäre es Ihnen ernst mit der körperlichen Erziehung der Jugend, so hätten Sie nicht unsere Turnvereine so verfolgt, wie einst Jahr verfolgt wurde. Zur Wehrhaftmachung des Volkes gehört gute Ernährung des Volkes usw. Bei den 20 000 Jünglingen, die ins Feld gezogen sind, waren sogar 15jährige Oberbayerer dabei. Man rühmt sich noch, daß die Lehrer mit halber Lust sie dazu bekommen haben. Das ist kein Ruhmesblatt, schulpflichtige Kinder in den Krieg zu drängen. Das Erreichen wird für sie um so furchtbarer sein. In der katholischen Zeitschrift „Allgemeine Rundschau“ bedroht ein Chef-Redakteur Weber (Donauwörth) die Jugend mit militärischem Arbeitszwang und Strafverurteilung und er spricht davon, daß Jugendliche viel Geld verdienen, das sie noch nicht richtig anzuwenden verständen. Mit solchen „Hilflichen“ Lehren werden Sie bei der Jugend nicht weit kommen, werden Sie auch keine Liebe zum Militarismus in der Jugend erwecken. Daß die Schulen in den Diensten des Krieges und Völkerschades gestellt werden sollen, wird geradezu verlangt in dem neuen Buch „Krieg und Schule“ von Dr.

Adolf Rathke. Das kommt schon in dem Motto dieser Schrift zum Ausdruck, in der es an einer Stelle auch heißt: „Unsere Zeit gleicht einem großen Gottesdienst; nicht nur das allabendlich die Glocken zur Kirchenandacht läuten, auch unser Volk und insbesondere unser Volk drängen in Waffen, unser Kriegsmeer, gleicht einer frommen Gemeinde.“ Geschichte Abwehnde (Weiterkeit), wenn man die Gottesdienste der Armer als fromme Gemeinde hinstellt, mühte eigentlich der Kriegsminister dagegen protestieren.

Systematisch wird gerade in den Volksschulen, bei den Kindern der ärmsten der Armen jetzt Bettel betrieben. In den Berliner Schulen kommt ein von zwei Stadtschulräten gezeichnetes, aber wohl auf Anweisung von anderer Stelle aus herausgegebenes Flugblatt zur Verteilung, in dem aufgeföhrt wird, die vierte Kriegsanleihe zu zeichnen. Ja, in den Schulen schlicht jede Schularbeit und jedes Distat mit dem Satz: Vergeht die Kriegsanleihe nicht! (Hört! Hört! bei den Soz.) Wenn man durch die Schulbücher Papier sammeln läßt — gut; die Metallsammlung ist schon lebenswichtig, sind doch in Berlin Kinder wegen Diebstahl angeklagt worden, weil sie durch den Metallfahndungsmanismus verleitet wurden, einen Einbruch zu verüben. Wenn man sich aber an die Volksschulkindern darum wendet, daß sie zu Hause zur Zeichnung der vierten Kriegsanleihe anzuregen sollen, so erwidert man doch gerade damit die Meinung, die Sie immer vermeiden wollen, daß nämlich die vierte Kriegsanleihe sonst nicht genügend gezeichnet würde. Wenn man sich an die Lebensmittelmacher und Aeriallieferanten wenden würde, daß sie ihre Hunderttausende und Millionen zeichnen, dann brauchte man nicht den Kindern ein Musterblatt in die Hand zu geben, worin es heißt, die Kriegsanleihe sei gar kein Opfer, sondern ein gutes Geschäft. Man fordert sogar die Kinder auf, ihre Ersparnisse in der Kriegsanleihe anzulegen. Wollen Sie vielleicht auch noch einen Feldzug mit den Kindern gegen unsere ausländischen Feinde beginnen? Es ist ein Mißbrauch, der mit den Kindern getrieben wird. Glauben Sie doch nicht, daß die Eltern ihren Kindern Geld für die Kriegsanleihe geben werden, damit ihre eigenen Väter und Brüder, soweit sie noch leben, totgeschossen werden. Wir wünschen, daß in die Schule Friedensgedanken hineingetragen werden. (Widerpruch des Abg. v. Papenheim.) Das mag Ihnen undenkbar sein, und ist es das höchste Ideal, und darum sollte es unserer Jugend für die Zukunft beigebracht werden. Dann wird es auch in Ihrem Kopf klar werden, dann wird die heranwachsende Jugend Ihnen den Standpunkt formieren. Sie müssen aus dem Saal auswandern und unsere Reden nicht anhören, für Sie sind unsere Reden nicht bestimmt. Sie gehen hinaus in das Volk, in die Schützengräben, und dort wirken sie. (Beifall bei den Soz.)

Abg. Dr. (Rentz.): Unsere Lehrer lehren die Vaterlandsliebe, aber auch die Schonung gegen den gefangenen Feind. Diese humane Einstellung ist nicht zu verwirklichen mit der Sentimentalität gegenüber denen, die uns in ruchloser Gewinnung diesen Krieg aufgewungen haben. Was die Befürworter der Einheitschule in diesem Hause sich eigentlich darunter vorstellen, haben sie nicht verstanden. Wer wie der Abgeordnete Hoffmann gewohnheitsmäßig Dinge, von denen er aus Erfahrung weiß, daß sie anderen heilig sind, in geschäftiger Weise behandelt, der hat keinen Anspruch mehr darauf, daß man ihm seinen geringeren Bildungsgrad zugute hält. (Lebhafte Zustimmung.) Gebildete Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion würden nicht ein solches Sammelsurium wie er verzapfen. Man schickt ihn aber zum Kultusrat vor, weil man annimmt, daß seine Manier in bestimmten Teilen der Wählerschaft verlangt wird. Es wäre aber gut, wenn man uns endlich davon befreite. Glaubt man das nicht tun zu können, so werden wir uns zu überlegen haben, wie wir uns dieser Sorte von Rednern gegenüber zu verhalten haben. (Lebhafte Zustimmung.) So kann es nicht weitergehen. (Lebhafte Zustimmung.) Die Schule muß ein Gesicht der Tatkraft und Entschlossenheit hervorbringen, das gerecht, aber mit scharfen Mitteln für die deutsche Existenz eintritt und entschlossen ist, diese Entschlossenheit auch mit der Zeit zu beweisen. (Erneute lebhafte Zustimmung.) Das heißt nicht, daß immer mit der Faust auf den Tisch geschlagen werden soll; aber wenn Wisnars es ist, so wühlt alle Welt, daß dahinter ein harter Wille steht. (Lebhafte Zustimmung.) Durch die „Bayerische Staatszeitung“ ist uns heute mitgeteilt worden, daß wir auch heute solche Männer haben. (Weiterkeit.) Ihre Unverwundbarkeit möchten wir wieder geleert wissen in den Schulen: „Nicht die Feinde, so hilft dir Gott.“ (Stürmische Zustimmung.) Das wird, so Gott will, uns zu einem Geschlecht von Männern verhelfen, von denen Wisnars sagte, wenn sie zusammenkämen, so schlugen sie den Teufel aus der Hölle. (Stürmische Zustimmung im Hause und auf den Tribünen.)

Abg. Dr. v. Campe (natl.): Der Vordredner hat dem Abgeordneten Hoffmann ein Collegium logicum gelesen; aber das ist vergebliche Mühe. Er hat eben kein Gefühl dafür, daß der Geist des unter dem Trommelfeuer des Feindes stehenden Schützengrabens eine andere Konzentration anspannen lassen muß, als in Friedenszeiten. Ist es nicht verständlich, daß in der Kriegszeit auch einmal gesagt wird, daß Barden nicht gegeben werde, wenn man sich erinnert, daß Engländer mit erhabenen Händen auf die Insassen zukommen und die Gungläubigen dann niederschlagen, wenn man sich der „Barbarossa“-Affäre erinnert. (Lebhafte Zustimmung im Hause und auf den Tribünen.) Das sind freilich Dinge, die Herr Hoffmann mit seiner internationalen Weibergigkeit nicht begreift. Daß unsere Soldaten nicht eine tote Masse sind, sondern sich als Glieder des großen Ganzen fühlen, das verdanken sie der Volksschule.

Minister v. Trott zu Solz dankt für die anerkennenden Worte, die der Schule zuteil geworden sind. Die Lehrerschaft hat sich den schweren Pflichten gewachsen gezeigt. Über 50 000 Mitglieder stehen vor dem Feind; große Lücken wurden auszufüllen, nur in 199 Klassen war es nicht möglich, den Unterricht aufrechtzuerhalten. Die Unterrichtsverwaltung wird sich der Interessen der heimkehrenden Lehrer energisch annehmen; ihnen wird kein Nachteil erwachsen. Die starke Unterstützung von weiblichen Lehrkräften soll aber die jungen Damen brauchen nicht zu dem Glauben bringen, daß ein Mangel an Lehrkräften besteht. Im Gegenteil sollen sich nur die Mädchen diesem Beruf widmen, die die körperliche Kraft dazu besitzen, und in dieser Beziehung werden hohe Ansprüche gestellt. Dem Lehrermangel werden wir zunächst durch Einführung von Lehrertufen abzuheben suchen. In den Ausläufern der Schulklassen werden wir nach dem Kriege heranzutreten haben. Die Ausgestaltung des Handfertigkeits- und Hauswirtschaftsunterrichts wird unsere ganze Aufmerksamkeit verlangen, und in Bezug auf letztere ist erst heute ein Erlaß ergangen. Wir wollen das ganze Volksschulwesen in dem bisherigen Geist weiter entwickeln. Seine Organisation hat sich bewährt, und es wird immer der Stolz Preußens sein, für seine Volksschule zu sorgen.

Abg. Otto (fortsch. Sp.): Der Abgeordnete Hoffmann hat die religiösen und bürgerlichen Gefühle auf das schmerzliche verletzt. Mit Stolz verneigen wir uns vor denjenigen unserer Kollegen, die den Heldentum im Kriege gefunden haben. Nach dem Kriege müssen wir vor allem betriebl sein, den Lehrermangel zu beseitigen. Eine Reihe von Lehrern, die nicht im Felde stehen, sollten beurlaubt werden, weil sie in der Schule dem Vaterlande bessere Dienste leisten können, als im Militärwesen. Auch wir wünschen nicht, daß die Schule zu einseitigem Völkertum erziehe; wir wollen, daß sie erziehe zu freier Pflichterfüllung und zu völliger Hingabe an das große Ganze. (Beifall.)

Abg. Randorff (freikons.): Wir stehen ganz auf dem Boden des Erlasses des Regierungspräsidenten von Frankfurt a. d. O., der nichts anderes will, als die Jugend vor Knochen- und Gehirnverwundung zu schützen. Ich stimme dem Abgeordneten Campe zu, der unsere Jugend im Geiste Wisnars erziehen will. (Beifall.)

Die Debatte schließt. Die sozialdemokratischen Anträge werden abgelehnt, ebenso der Antrag Althoff (natl.), wonach den Kriegsprümanern alle Berechtigungen ausgeprochen werden sollen, die das Zeugnis der Reife gibt. Angenommen wird der Antrag der Kommission, wonach in geeigneten Fällen den Kriegsprümanern eine Nachprüfung der Reifeprüfung gewährt wird. Abgelehnt wird noch der Kommissionsantrag betr. freie Eisenbahnfahrt für die Führer der Jugendkompanien. Alle übrigen Anträge werden angenommen.

Nächste Sitzung Samstag 11 Uhr (direkte Steuern, dann Finanzministerium, kleinere Vorlagen und Etat). Schluß 4 1/2 Uhr.

Telegramme.

Englischer Tagesbericht.

London, 17. März. (W. B. Nichtamtlich.) Bericht des Generals Saig: Bedeutende Artillerietätigkeit südlich und nordöstlich von Voo; geringes gegenseitiges Bombardement südöstlich von Ypern.

Cadornas Bericht.

Rom, 18. März. (W. B. Nichtamtlich.) Amtlicher Bericht vom Freitag: In der Nacht zum 16. März verhielten Artillerie feindlicher Infanterie, unterstützt durch Artillerie, unsere Stellungen südöstlich von Rovereto und im Sugana unter anzugreifen; sie wurden durch das Feuer unserer Schützen und einige Salven der Artillerie zurückgeschlagen. In der Gegend von Logana (Boite) haben wir bei ungünstigen Witterungsverhältnissen die Stellungen von Rocella, Fontana und Regra zwischen dem ersten und zweiten Gipfel der Mafise in Höhe von 2588 Metern besetzt. Ein überraschender Angriffsversuch des Feindes wurde unmittelbar abgewiesen. Am Hellatale brachte wirftames Feuer unserer Artillerie feindliche Geschütze zum Schweigen, die in der Nähe des Forts Sengels aufgestellt waren. Rängas der Monsofront betrafte während des Tages und gestern anhaltende Tätigkeit unserer Artillerie und Infanterie mit wirftamen Bombenwerfern gegen die feindlichen Linien. Eine unserer Abteilungen machte einen überraschenden Überfall auf einen Graben östlich von Vechano (Monte San Michele), wo sie Gewehre, Munition und Schutzschilde erbeutete. (gez.) Cadorna.

Ausdehnung der Handelskontrolle in Dänemark.

Kopenhagen, 18. März. (W. B. Nichtamtlich.) Zwischen dem französischen Gesandten namens seiner Regierung einerseits und dem Komitee der Großhändlergesellschaft und dem Industrierrat andererseits ist ein Abkommen bezüglich der zukünftigen Handelsverbindung zwischen Frankreich und Dänemark abgeschlossen worden. Das Abkommen schließt sich genau an das englisch-dänische Abkommen vom 19. November 1915 an.

Wiesbadener Theater.

Reizend. Theater. Sonntag, 19. März, 4 1/2 Uhr: „Die seltsame Erzählung“. Halbe Pr. — 7 Uhr: „Der gute Ruf“. Neu einstudiert! Montag, 20. März, 8 Uhr: Lieberabend. Agl. Sängerin Virgil Engell. Dienstag, 21. März, 7 Uhr: „Die Liebesinsel“. Mittwoch, 22. März, 7 Uhr: „Jettchen Gebert“. Donnerstag, 23. März, 7 Uhr: „Komödie der Worte“. Freitag, 24. März, 8 Uhr (Vollvorstellung!): „Die einsamen Brüder“.

Jogal Bei Influenza, Scharlach und* Gegenstand wird mit Jogal-Tabletten — selbst in verzweifeltsten Fällen — geradezu überraschende Erfolge erzielt. Vervollständig glänzend begutachtet. In Apotheken zu Mk. 1.40 u. Mk. 3.50. Beh.: 64,3 Acid. acol. salic., 4,68 Chinin tanic., 12,6 Lih. cit., 6,8 Amyl., 10,6 Mac. 1000/1000 97. 100.

Milchversorgung.

Zur Gewinnung von Unterlagen für eine Regelung des Milchverbrauches werden die Haushaltungen, denen es nicht möglich gewesen ist, die ihnen nach den gesetzlichen Bestimmungen sicherzustellenden Milchmengen zu beziehen, aufgefordert, Name, Geschlecht, Geburtstag und ungefähren Milchbedarf der betreffenden Vorzugsberechtigten schriftlich an die Beratungsstelle für Volksernährung, Marktstraße 16, Zimmer 11, mitzuteilen. Vorzugsberechtigt sind:

Kinder bis zum vollendeten zweiten Lebensjahre, soweit sie nicht gestillt werden, und stillende Frauen mit 1 Liter; ältere, 1902 oder später geborene Kinder mit 1/2 Liter; Kranke mit der nach ärztlicher Bescheinigung erforderlichen, in der Regel jedoch 1 Liter nicht übersteigenden Menge. Wiesbaden, den 17. März 1916.

Der Magistrat.

Bekanntmachung. Metallsammlung.

Mit Bezugnahme auf die inzwischen wiederholte Veröffentlichung über die Eingehung der beschlagnahmten Gegenstände wird unter Hinweis auf die Strafbestimmungen nochmals ersucht, alle beschlagnahmten Metallgegenstände der Sammelstelle zuzuführen.

Auch nicht angemeldete Gegenstände werden jetzt noch zu den gesetzlichen Preisen angenommen, ohne daß den Ablieferern Unannehmlichkeiten erwachsen.

Nach dem 1. April muß die zwangsweise Eingehung (§ 8 der Verordnung) in die Wege geleitet und bis zum 1. Mai beendet sein. Die dabei dem Ablieferer entstehenden Kosten werden von dem Wert des abgegebenen Metalles abgezogen.

Auskünfte über etwaige Ausnahmen werden noch wie vor von der Sammelstelle erteilt.

Wiesbaden, den 16. März 1916.

Der Magistrat.

Jede Uhr wird billigst repariert und mit **Loucheblatt** versehen durch **E. Becker, Dotzheim, Wiesbadener Strasse 32.**

Restauration „Port Arthur“ Walramstr. 20. Wiesbadener Germania-Bräuer. Besonders empfehle ein vorzügliches Mittag- und Abendessen. **Jakob Greis**